

Geschichte

der

Deutschen Literatur

im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Julian Schmidt.

Zweite, durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Die Gegenwart.

London.
Williams & Norgate.

Leipzig.
Friedrich Ludwig Herbig.

Paris.
Albert Grand.

1855.

An

Gustav Freytag.

Leipzig, den 15. September 1853.

Erinnern Sie sich noch an unser erstes Zusammentreffen? Es war im Anfang des Jahres 1848, die Lärmglocke der Revolution hatte noch nicht geschlagen, die Gegensätze hatten sich noch nicht geschieden. Wir waren mit Ruge, mit Fröbel, dessen „Republikaner“ wir eben im Theater gegen die üble Gesinnung der Socialisten vertheidigt, mit den jungen Oesterreichern in gemüthlicher Eintracht zusammen. Es dauerte nur ein paar Monate, und die bisher verhüllten Gegensätze traten ans Tageslicht, eine Hand hob sich gegen die andere; nur wir beide, die wir uns gleich bei unserer ersten Zusammenkunft enge aneinander geschlossen, wir sind treu zusammen geblieben.

Der Dichter der Valentine und des Waldemar hatte mich schon lange angezogen, ehe ich ihn persönlich kannte. Es ging mir wie fast allen Ihren Lesern: was man auch gegen die Stücke einzuwenden hat, man gewinnt daraus den Dichter lieb und wünscht sich ihm zu nähern. Ihre Probleme waren mir zu individueller Natur. Ich fand in dem Verhältniß zwischen dem romantischen Georg und der romantischen Valentine, zwischen dem blasirten Waldemar und der blasirten Georgine keine innere Nothwendigkeit, keine allgemein menschliche Idealität, und daher schien es mir, daß der Schluß bei aller geistreichen Motivirung nur dann überzeugte, wenn man gewisse Voraussetzungen zugab. Aber ich fand darin eine Sprache, die bei vollendeter Bildung doch die reine Natur athmete; eine klar durchdachte Technik, von der wir im deutschen Lustspiel noch keine Vorstellung gehabt, und vor Allem überall die Spuren einer ächten Dichterseele. Von dem allen fand ich bei den meisten der neuern deutschen Dichter das Gegentheil. Bei uns hatte sich die Idee festgesetzt, das Kennzeichen eines Dichters sei die Krankheit, die ewige Verstimmung, die Selbstvergötterung, der Weltschmerz; aber ich habe nie daran geglaubt, ich war stets der Ueberzeugung, der Dichter unterscheide sich nur dadurch vom ge-

wöhnlichen Menschen, daß er die Gegenstände lebhafter, reiner und idealer sehe. Einen Dichter ohne Lust am Leben, ohne erhöhtern Sinn für die Wirklichkeit, und was damit zusammenhängt, ohne Fülle des Gemüths habe ich mir nie vorstellen können; und eine dichterische Natur wehte mir aus Ihren Stücken entgegen, wie ich sie nachher in dem Menschen wieder fand.

Die Ereignisse nahmen gleich darauf eine so ernste Wendung, daß bei einem Gemüth, welches lebhaft die allgemein menschlichen Regungen mitempfand, das heitere Spiel der Poesie unmöglich wurde. Je wärmer der Einzelne fühlte, je eifriger strebte er nach allgemeiner Thätigkeit. Die verwandten Elemente suchten sich, und wenigstens in der Regel ergab sich dann auch, daß Neigungen und Principien Hand in Hand gingen. Unsere Bildung, unsere Gesinnung, unsere sittlichen Principien stimmen fast durchweg überein, während in unserer Natur und unserer Anlage ein Gegensatz stattfand: ich denke, das ist die richtige Grundlage eines dauernden Verhältnisses.

Denke ich an unsere gemeinsame Thätigkeit zurück, so glaube ich, daß, so oft uns auch ein Irrthum begegnet sein mag, wir uns keine ernstlichen Vorwürfe zu machen haben. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Masse ebensowenig geachtet, als die Empfindlichkeit der Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten; wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, am meisten da, wo wir seine Neigungen bekämpften.

Was mein Theil an dieser kritischen Thätigkeit war, ist, soweit er die deutsche Literatur betrifft, in diesem Buche niedergelegt. Sie sind mit wärmster Theilnahme meinen Bestrebungen gefolgt, und ich glaube nicht, daß es Viele geben wird, die, was bleibend und was vergänglich daran ist, richtiger zu unterscheiden das Verständniß und die Neigung haben. Aus diesem Grunde und als Erinnerung an mehrere Jahre ernsten und bewegten Zusammenwirkens schreibe ich Ihnen dies Buch zu: zugleich aber als Zeichen meiner herzlichsten Freundschaft.

Leipzig, den 31. October 1855.

Zwischen meinem vorigen Brief und dem heutigen liegen gerade zwei Jahre, und in dieser Zeit ist mit dem Buch eine so vollständige Umgestaltung vor sich gegangen, daß Sie kaum noch die alte Physiognomie erkennen werden. Ich fühle einigermaßen die Verpflichtung, mich darüber zu erklären, und der alte Freund, mit dem ich seit einer Reihe von Jahren alle Hoffnungen und Sorgen gemeinschaftlich durchlebt, ist wohl die geeignetste Person, an die ich diese Erklärung adressiren darf. Zudem liegt im Bildungsgang jedes Einzelnen bei den großen Strömungen der Zeit ein Etwas, das allen redlich Strebenden gemein ist, und es ist nicht eine bloße Selbstkritik, wenn ich einige Momente aus dem meinigen anführe.

Ich bin aufgewachsen in der Verehrung und Bewunderung unserer großen Dichter. Früher, als es sonst zu geschehen pflegt, spielte mir ein Zufall die Schriften der romantischen Schule in die Hand, und namentlich jene seltsamen Dithyramben, in denen sie der Welt eine neue Religion verhießen, welche die Bildung, den Verstand und das Gefühl gleichzeitig befriedigen sollte, erregten damals in mir Hoffnungen, welche die allgemeine Entwicklung längst widerlegt hatte. Ich erinnere mich, daß am nachhaltigsten zwei Bücher auf mich einwirkten, Schleiermachers Reden über die Religion und Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Aus dem einen lernte ich, in der Religion noch einen andern Inhalt zu suchen, als die verständige Moralität, die man uns auf der Schule mitgetheilt, und das andere zeigte mir, wie ein starker männlicher Geist auch in den Verrirrungen eines ungesunden Zeitalters den Faden festzuhalten verstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpfte.

Ein ernstes und folgerichtiges Studium ist geeignet, unbestimmte, flüchtige Hoffnungen zurückzudrängen. Die historischen Studien meiner Universitätszeit zeigten mir bald, daß es sich in der Geschichte um andere

Dinge handelte, als um die Launen und Träume vereinzelter Gemüther, und der Respect vor den Thatfachen unterdrückte wenigstens vorläufig die Neigung zu den Ideen. Alle philosophische Speculation war mir zuwider, und ich setzte dem geistvollen Lehrer, der auf das eifrigste bemüht war, uns für die Philosophie zu gewinnen, den verstocktesten Widerwillen entgegen. Während der Zeit beschäftigte mich stets der Gedanke, die Periode, die mich früher so leidenschaftlich erregt, historisch darzustellen, um mir selbst über meine Umwandlung klar zu werden, denn an ein Publicum außer mir dachte ich nicht.

Einige Jahre nach ihrem Erscheinen fiel mir Gervinus' Literaturgeschichte in die Hand, und ich las sie mit Entzücken. Allein in der Kenntniß der neuesten Literatur glaubte ich mich ihm überlegen, und der Gedanke einer historischen Darstellung jener Zeit wurde wieder lebendig in mir. Ich erkannte die Nothwendigkeit, die Lücken, die Gervinus gelassen, durch das Studium der gleichzeitigen Philosophie zu ergänzen, die doch in tausend Verzweigungen mit der Dichtkunst verflochten war.

Königsberg ist von der übrigen Culturentwicklung ziemlich entfernt, und die Bekanntschaft mit der neuern Literatur, die man sich auf andern Universitäten sehr leicht aneignet, ist unter den Studirenden gering. Die Kreise indessen, die sich damit beschäftigten, waren voll vom Ruhm des jungen Deutschland, Gutzkow, Laube, Karl Beck waren gefeierte Größen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals über diese Neigungen des Publicums erschrak, denn die Rohheit der Sprache, die Unklarheit der Gedanken und die Krankhaftigkeit der Empfindungen in jenen Schriften stachen nicht nur gegen Goethe und Schiller, sondern auch gegen meine alten Freunde aus der Romantik auf das widerrwärtigste ab.

Als ich nach Berlin kam, fühlte ich mich in eine ganz neue Atmosphäre versetzt. Alle Welt disputirte über Ruge und Feuerbach, redete in der Sprache der deutschen Jahrbücher und beschäftigte sich damit, Standpunkte zu überwinden. Wir Königsberger hatten in Bezug auf unsern Liberalismus ein gewisses Selbstgefühl. Hier suchte man uns nun zu demonstrieren, dieser Liberalismus sei ein ganz zurückgebliebener Standpunkt, und nur ein Philister könne für freie Verfassung, für sittliche Grundlagen des Volkslebens und dergleichen schwärmen. Die Jahrbücher waren eben eingegangen, und Kenner versicherten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß der neueste Fortschritt durch Bruno Bauer vertreten wäre. Es war schwer, mit solchen Gegnern zu disputiren, denn man mochte sagen, was man wollte, sie zeigten sofort den Paragraphen des Systems vor, in welchem dieser Gedanke als „aufgehobenes Moment“ bereits enthalten sei. Um ernsthaft auf ihre Widerlegungen einzugehen, mußte man sich durch Hegel durchgearbeitet haben.

Es ist ein großer Unterschied, ob man sich in das Studium der Hegel'schen Philosophie als angehender Student wie in irgend eine andere Wissenschaft einführen läßt, oder mit einer wenigstens theilweise fertigen Bildung daran geht. Aber auch in dem letztern Fall, wenn man sich nur nicht gleich durch die ersten Schwierigkeiten abschrecken läßt, übt dieser außerordentliche Geist mit der Zeit seinen Zauber aus. Bei Sätzen, die zuerst als absurd erscheinen, hat es etwas Schmeichelhaftes, wenn man wie durch plöbliche Eingebung den geheimen Sinn entdeckt. Es liegt in dem consequent durchgeführten Spiritualismus etwas Berausches, und so war gerade die dunkelste seiner Schriften, die Phänomenologie, diejenige, in welche ich mich mit der größten Begierde versenkte. Fast alle Ideen, die mich irgend einmal ergriffen, fand ich in dieser geheimnißvollen Schattenwelt wieder. Zwar sahen sie aus wie abgeschiedene Geister, aber selbst in ihrem blaffen Todtenantlig lag noch etwas Imponirendes.

Keinen Augenblick habe ich das Gefährliche dieser Dialektik verkannt, aber dem Einfluß der Form konnte ich mich nicht entziehen. Das alte Vorhaben, die Geschichte der Literatur in ihrem ideellen Zusammenhang darzustellen, wurde in der Geschichte der Romantik ausgeführt; aber freilich anders, als ich es mir früher gedacht. Aus den lebendigen Individualitäten wurden abstracte Begriffe, die sich einander verschlangen, um in neuen Begriffen wiedergeboren zu werden. Wenn ich heute das seltsame Buch aufschlage, wird mir selber wunderlich zu Muth, und es ist mir ganz fremd, während ich in meinen Seminararbeiten von der Universität her so ziemlich meine heutige Art wieder herauserkenne.

Das Buch blieb ein Jahr oder noch länger liegen; ein zufälliger Umstand brachte die Vorrede, die unter dem Titel: Metamorphosen der Romantik, gewissermaßen eine spiritualisirte Inhaltsanzeige gab, in die Grenzboten. Was sich das österreichische Publicum, für welches dieses Blatt damals vorzugsweise geschrieben wurde, dabei gedacht hat, mag der liebe Gott wissen. Indes der Aufsatz gab Veranlassung, daß das Buch gedruckt wurde, und daß ich seit der Zeit die literarischen Artikel in den Grenzboten schrieb.

Da in dieser Zeit die Revolution ausbrach und in ganz Deutschland kein Mensch zu finden war, der sich um romantische Angelegenheiten gekümmert hätte, hielt es der Verleger ein Jahr zurück, und so entstand bei denen, die sich um meine kritische Thätigkeit kümmerten, der Irrthum, es sei mein neuestes Werk. Ein Recensent, der eine sehr ausführliche Analyse davon gab und zu dem Resultat kam, ich sei eine Mischung aus Nero und Kaliban, erinnerte mich an mehrere meiner Artikel über die Junghegelianer und zeigte mir, daß ich daraus hätte Selbstkritik lernen können. Aber jene Artikel waren in der That eine Selbstkritik gewesen, und mit der Ge-

schichte der Romantik hatte ich die mir fremdartige Methode auf immer abgestreift.

Nur eine Spur war davon zurückgeblieben, und ich glaube, daß das für jeden Geschichtschreiber, der die philosophische Schule durchgemacht, die nächstliegende Gefahr ist. In dem Bewußtsein, daß in der Geschichte der nothwendige Causalnexus ebenso waltet, wie in der Natur, hebt man nur diejenigen Erscheinungen hervor, die diesen Causalnexus versinnlichen: man löst die Individualitäten in Beziehungsbegriffe auf. Ich hatte das lebhafteste Gefühl von dem ungeheurn Abstand der drei Perioden der Literatur, mit denen ich mich beschäftigte; aber da es mir darauf ankam, den innern Zusammenhang nachzuweisen, suchte ich geflissentlich diejenigen Punkte hervor, in denen sich die Verwandtschaft zeigte. Das ist zum Theil auch noch in der vorigen Ausgabe meiner Literaturgeschichte der Fall. Man that mir Unrecht, wenn man mein warmes Gefühl für die großen Erscheinungen unserer Literatur bezweifelte, aber die Art meiner Darstellung kann ich von jenem Vorwurf selber nicht ganz freisprechen.

Wenn meine Empfindungen der ältern Literatur gegenüber durch die phänomenologische Form der Darstellung zuweilen ein falsches Licht erhalten haben, so bekenne ich mich dagegen den Berühmtheiten der neuesten Poesie gegenüber gern und mit vollem Bewußtsein als schuldig. Ich bekenne, daß mir die Periode unserer Dichtung, in der Gutzkow eine gefeierte Größe war, fast in dem Licht erscheint, wie die Periode Hoffmannswaldau's und Lohenstein's, und daß ich die feste Ueberzeugung habe, noch vor Ablauf eines Menschenalters werde dies Urtheil das allgemeine sein.

Bei der neuen Ausgabe habe ich nun dahin gestrebt, durch Ton und Farbe den Gehalt jeder der drei Perioden so deutlich als möglich auszudrücken. Ich habe mich überall bemüht, die Erscheinungen wieder aus den Beziehungsbegriffen zu lösen und sie zu lebendiger Individualität zu krystallisiren, mit einem Wort, ich habe mich bemüht, dieselbe Ueberzeugung, die mich bei der ersten Ausgabe leitete, in der neuen zu einem correcten Ausdruck zu bringen. Darum ist verhältnißmäßig im dritten Bande, wo nur die Spuren der journalistischen Entstehung zu beseitigen waren, am wenigsten geändert worden, während in den beiden ersten Bänden, auch abgesehen von den neu hinzugekommenen Abschnitten, die Darstellung eine ganz neue ist. Da sich schon unter den Lesern der ersten Ausgabe viele finden, die trotz mancher Unbequemlichkeit in der Form, was ich wollte und meinte, richtig herausgefunden haben, so hoffe ich, daß nach der neuen Bearbeitung Niemand in Zweifel darüber sein wird.

Ihnen gegenüber ist diese Selbstkritik um so mehr am Platz, da ich nicht umhin kann, diesmal die Kritik auch auf Sie auszudehnen. Zwar kann ich die Forderung manches wohlmeinenden Recensenten, ich solle über

jede Erscheinung der neuesten Literatur etwas sagen, nicht gelten lassen, ich fühle mich nur verpflichtet, theils die wirklich bedeutenden Erscheinungen hervorzuheben, theils an den schlimmsten Ausgeburten, die aber einen starken Anklang im Publicum gefunden haben, die Verkümmertheit des leitenden Princip's nachzuweisen; aber auf alles das, was dazwischen liegt, einzugehen und den Grad des Werthes zu bestimmen, durch den sich die eine Non-Entität von der andern unterscheidet, dazu fühle ich mich nicht verpflichtet. Warum sollte ich z. B. die dilettantischen Sonette und Tragödien achtungswerther Männer, die in andern Gegenständen Tüchtiges geleistet haben, hier hervorheben? oder auf die ersten Versuche junger Dichter hinweisen, bei denen sich noch nicht unterscheiden läßt, wie viel dem angeborenen Talent, und wie viel der Reminiscenz angehört? Einzelne Beispiele werden ausreichen, und die Ausführlichkeit, mit der ich z. B. Gutzkow bespreche, weil dieser der bekannteste ist, muß einen Ersatz für die Hunderte gewähren, von denen ich doch nur dasselbe sagen könnte. Allein wenn ich über Sie schwiege, würde der Grund, daß wir Freunde sind und gemeinsam nach einem Ziel streben, nicht mehr stichhaltig sein.

Wenn ich in der vorigen Ausgabe schwieg, so lag der Grund nicht darin, daß ich in meinem Urtheil zu sehr durch die Freundschaft bestrichen zu werden fürchtete. In der Kritik eines Freundes, den man in seinen Gedanken und Empfindungen, in den Motiven seines Handelns und in der Methode seines Schaffens Schritt für Schritt verfolgt, liegt vielmehr ein anderes Bedenken. Man sieht bei ihm Alles in einem physiologischen Zusammenhang und fühlt sich daher zu leicht versucht, den Menschen zu schildern, wo man den Schriftsteller schildern soll. Ganz beseitigen läßt sich dieser Uebelstand nicht, ich habe mich nur bemüht, so wenig indiscret zu sein als möglich.

Und nun noch einen herzlichen Gruß. Wir können der Zukunft mit voller Zuversicht ins Auge sehen, denn unser Verhältniß hat sich in schweren Zeiten erprobt; es war nicht jene Freundschaft, die nur in den ersten Aufwallungen der Jugend geschlossen wird, sondern jene männliche Beziehung, die sich selbst in den Gegenständen vergißt. Sie ist nicht poetisch, aber sie ist ernst und inhaltreich, und sie ist, wie ich wohl mit einigem Stolze sagen darf, deshalb nicht weniger erfrischend für uns, weil ihre Früchte auch Andern zu Gute kommen.

Julian Schmidt.

Dritter Band.

Die Gegenwart.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten
Doch zu leiten nicht versteht.
Goethe.

gering zu achten, wo es sich um ernste Dinge handelt, und ihre Würde nur in ihrer Thätigkeit zu suchen. Was die politische Entwicklung dadurch an dramatischen Effecten verliert, wird sie an innerer Wahrheit gewinnen.

Wenn das parlamentarische Leben uns über die Eitelkeit so mancher falschen Größen aufgeklärt hat, so gab es dafür manchem tüchtigen Charakter Gelegenheit, sich in seiner vollen Kraft zu entfalten. So lange wir einen Mann wie Georg Vincke zu unsern Vorfechtern zählen, dürfen wir über die Charakterschwäche unserer Nation nicht besorgt sein. Das Leben hebt manche Illusionen auf, es zeigt uns aber die wirkliche Kraft im schönsten Licht. Wir haben in früherer Zeit unser Herz zu sehr an unbestimmte Ideale geknüpft, unsere Phantasie zu sehr an Bildern aus der Fremde geweidet; jetzt sind wir mitten in unser deutsches Leben versetzt, tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aber aus dem Boden, auf welchem wir stehen, erwächst uns auch immer neue Kraft, und in ernster, folgerichtiger Arbeit werden wir erkennen, daß das wahrhaft Ideale auch das Wirkliche ist.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

	Seite	
Erstes Kapitel. Das junge Deutschland	—	1
Gegensatz gegen die Restaurationszeit	1	
Heinrich Heine	12	
Ludwig Börne	34	
Fürst Büchler	41	
Französische Einflüsse; Wolfgang Menzel	43	
Gräbe; Charlotte Stieglitz; Georg Büchner	48	
Laube; Gukow; Mundt	62	
Zweites Kapitel. Die Lyrik der Gegenwart	—	80
Anastasius Grün; Nicolaus Lenau	81	
Freiligrath	92	
Die politische Lyrik: Herwegh	99	
Philosophische Lyrik: Sallet; Gottschall; Jordan	103	
Neuchristliche Lyrik: Redwig	117	
Drittes Kapitel. Das Theater unter jungdeutschen Einflüssen	—	123
Realistische Neigungen; das Lustspiel; Holtei; Benedig; Bauernfeld	123	
Karl Gukow	136	
Heinrich Laube	164	
Friedrich Hebbel	170	
Otto Ludwig	213	
Rosenthal, Meißner, Griepenkerl	221	
Die Musik: Mendelssohn, Meyerbeer, Richard Wagner	232	
Die bildende Kunst: Cornelius, Kaulbach	244	
Viertes Kapitel. Der sociale Roman	—	249
Der historische Roman: W. Hauff	249	
Wilibald Alexis	253	
Steffens, Rehfues, Spindler, Hschotte	262	
Sealsfeld, Gerstäcker, Hackländer	264	
Gräfin Hahn-Hahn	271	

Inhalt.

	Seite
Therese, J. v. Düringsfeld, Sternberg, H. König, F. Lewald	290
Guzkow's Ritter vom Geist	299
M. Baldau, Widmann, Eritis sicut deus, Kessler	317
Berthold Auerbach	332
Jeremias Gotthelf, Kompert, Adelbert Stifter	343
Gustav Freytag	357
Fünftes Kapitel. Der philosophische Radicalismus	380
Die Aesthetik	380
Strauß	384
Feuerbach	389
Daumer	397
Ruge, die Jahrbücher, die neue Religion	405
Bruno Bauer, die souveraine Kritik	416
Der Materialismus der Naturwissenschaft	439
Die Demokratie, der Freihandel und der Socialismus	443
Sechstes Kapitel. Geschichte und Politik	— 450
Die Objectiven: Ranke; Radowig	453
Die Reaction: Hurter, Gfrörer, Leo, Stahl	465
Die Liberalen: Schlosser, Raumer, Dahlmann, Gervinus, Droysen	497

Erstes Kapitel.

Das junge Deutschland.

In der romantischen Periode bildet die Zeit der Freiheitskriege den historischen Hintergrund: auf sie bezog sich, mittelbar oder unmittelbar, Alles, was in Deutschland gedacht oder empfunden wurde. Lange vor dem Ausbruch des wirklichen Kampfes machte sich der Geist, der in den Freiheitskriegen zur Erscheinung kam, in der Wissenschaft und Kunst geltend, und lange nach ihrer Beendigung zitterte er in den Gemüthern nach.

Auch die neue Periode der Literatur hat einen geschichtlichen Hintergrund: es sind die Revolutionen, die von Zeit zu Zeit Europa erschüttern. Nur läßt sich dieser Hintergrund nicht so plastisch versinnlichen, weil er sich über eine ganze Generation ausdehnt. Mehr als je hat in unsern Tagen die Literatur den Charakter der Massenbewegung angenommen, die alle Richtung, Gestalt und Physiognomie verschlingt: aber Niemand wird in diesem Chaos den ersten Zwiespalt zwischen zwei entgegengesetzten praktischen Weltanschauungen verkennen, der den natürlichen Gang der bisherigen Bildung bedroht. Vor dieser Gefahr die Augen zu verschließen, scheint uns ein unmännliches Verhalten, denn nur über den Feind kann man Herr werden, dem man fest ins Auge sieht. Und indem wir diesen Geist der Unruhe in den Gebieten der schönen Literatur, der Wissenschaft und Kunst verfolgen, glauben wir zu seinem Verständniß auch in den ernstern Fragen des Lebens beizutragen.

Die schweren Irrthümer und Versündigungen der Kunst wie des Lebens waren in der Reaction gegen die Romantik mit Nothwendigkeit begründet. Ein schlechter Trost, allein er schließt doch wenigstens unfruchtbare Anklagen aus.

Die Kunst der Restauration war inhaltlos. Der künstlerische Idealismus endigte in einer einfachen Verleugnung der Wirklichkeit. Mit oberflächlicher Vielseitigkeit hatte die Romantik die indischen Götter mit Elefantenrüsseln, die bleichen byzantinischen Heiligenbilder und die Spukgestalten des altdeutschen Heidenthums in einem großen Karitätenladen aufgespeichert und sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern ergötzt, ohne für irgend eines derselben die Liebe mitzubringen, welche die notwendige Grundlage aller Kunst ist. Die Ueberfättigung und der Mangel an Gestaltungskraft führten zur vollendeten Unnatur. Zu träge, das Gesetz der Wirklichkeit mühsam zu erforschen, stellte man sich launenhafte, unmögliche Aufgaben, und baute aus alten Pergamenten und eigenen Träumen eine eingebildete, der Wirklichkeit so fern als möglich liegende Welt auf. Man mühte sich ab, sich in die Empfindung eines Attila zu versetzen, man grübelte darüber nach, wie der Judith zu Ruth gewesen sei, als sie dem Holofernes das Haupt abschlug: aber man verlernte es, für die einfachsten Conflictte des wirklichen Lebens den Helden seiner Dichtung ein schickliches Benehmen zu leihen. Das Zeitalter war reich an Tendenzen, arm an realer Durchführung derselben, im Leben wie in der Kunst. Es quälte sich mit Fragen und Problemen ab, die, einem individuellen Gemüthszustand, einem individuellen Krankheitsmoment entnommen, durch den Schein der Idealität in ein verkehrtes Licht gestellt wurden.

Seit Klopstock war die deutsche Poesie in dem Cultus der Individualitäten befangen. Aus Mangel an objectivem Stoff bemühte man sich, so viel als möglich zu empfinden, und die Virtuosität im Genuß wie im Schmerz machte den Mann der Zeit. Es begann jenes krampfhafte Ringen nach einem unendlichen und nur für ein höheres Gemüth verständlichen Glück, jene Sehnsucht nach einem unennbaren Gut, das die gemeinen Wege der Sterblichen verlassen wollte. Es bildete sich der Mythos von Don Juan und Faust, die sich für Repräsentanten der Menschheit ausgaben und eben darum aufhörten, künstlerisch darstellbare Individuen zu sein: ein Mythos, den aber seine Erfinder, die Deutschen, niemals bis zur vollsten Energie ausbilden konnten, weil sie von kleinen und verkümmerten Verhältnissen ausgingen, und weil ihre Perspektiven nur aus der Ahnung des Herzens genommen waren, nicht aus dem Eindruck des wirklichen Lebens. Die Werther, die Allwill, die Titan mochten mit ihren Ketten rasseln, so viel sie wollten, sie konnten sie nicht abwerfen: es war die Armut des äußern Lebens, die ihren Flug hemmte.

Die große Erscheinung, in welcher sich das gesammte Zeitalter prophetisch zusammenfaßt, gehörte nicht den Deutschen an: Lord Byron. Die kurze Zeit, in welcher er wie ein Meteor an unserm Himmel vorüber-

brauste, waren die Blicke von ganz Europa auf ihn gerichtet. Lord Byron war der Mann, wie ihn sich die nächste Vergangenheit geträumt hatte, namentlich die deutsche Poesie: der Genius mit dem Kainsstempel des schuldvollen Gedankens. Auf den Höhen des Lebens geboren und doch voller Begeisterung für die Freiheit; ein Bezauberer aller Herzen und doch mit unglücklichem Streben einem beständig schwindenden Ideal nach-eilend; skeptisch bis zur Blasirtheit und bis zum übermüthigen Hohn, und doch voller Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Menschheit eingebüßt, war er die letzte und blendendste unter jenen poetischen Gestalten, deren Zauber sich die Welt, wenn auch mit unwilligem Widerstreben unterwarf. Sein Leben und seine Dichtung war reich und glänzend, seine Seele von ächtem Adel, seine Erscheinung bezaubernd: und doch war der Kern seines Wesens angekränkt, denn sein edler Instinct wurde nicht geläutert durch die Idee der Pflicht, er suchte die Erregung um der Erregung willen: er war im tiefsten Sinn ohne Inhalt, wie die Zeit, deren Bild er der Nachwelt überliefert wird.

Die Kunst der Restauration war ferner principlos. Die Virtuosität im Glauben hatte zuletzt allen Glauben untergraben. Weil das Ideal nur in der Sehnsucht, nicht in der Kraft vorhanden war, so wurde das Verhalten des Gemüths zu demselben ein sentimentales. Die innere Wärme suchte man durch gewaltsame Ueberspannung zu ersetzen: weil man herzlos war, erfand man raffinierte Herzensgeschichten; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, beschwor man aus der trüben Tiefe des Gemüths Stimmungen herauf, die Niemand verstehen konnte, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen. Das Wohlgefallen an dem unausfüllbaren Contrast zwischen einem über alle Grenzen der Natur hinaus-schweifenden Denken und einer vermeintlichen Natur, in welcher von Empfinden und Denken noch keine Rede sein sollte, führte zu einer Form- und Maßlosigkeit, zu einem fragmentarischen Denken und Gestalten, das alle Kunst aufhob, weil nur wo allgemeine, jeder gefunden Natur zugängliche Ideen die angemessene Form finden, Kunst besteht. Ein Kreis schöner Seelen, die einander anschwärmen, ohne sich zu verstehen, ist keine gute Gesellschaft; und eine Dichtung, die Himmel und Hölle umspannen will, und darum dem festen Boden der Erde entflieht, von sehr fraglichem Werth. Aus der Hitze des übersteigerten Idealismus stürzt man nothwendig in Blasirtheit. Indem man sich mit der eiteln Vorstellung schmeichelt, Alles begriffen, empfunden und selbst im Leben durchgemacht zu haben, ist doch das Gefühl der Leere zu stark, als daß man über diese Allwissenheit eine besondere Befriedigung empfinden sollte. Aus dem Glauben verfällt man in einen selbstgefälligen Skepticismus, der in seiner Allklugheit fertige Münzen des Zweifels ausgiebt, von conventionellem Gepräge. Eine